Herforder Zeitung

für Stadt und Land

Bezugs-Preis 4.00 Mark monatlich. Bei Postbezug 4.00 Mark und Bestellgeld. Die Zeitung erscheint täglich, außer Sonn- und Feiertag, mittags

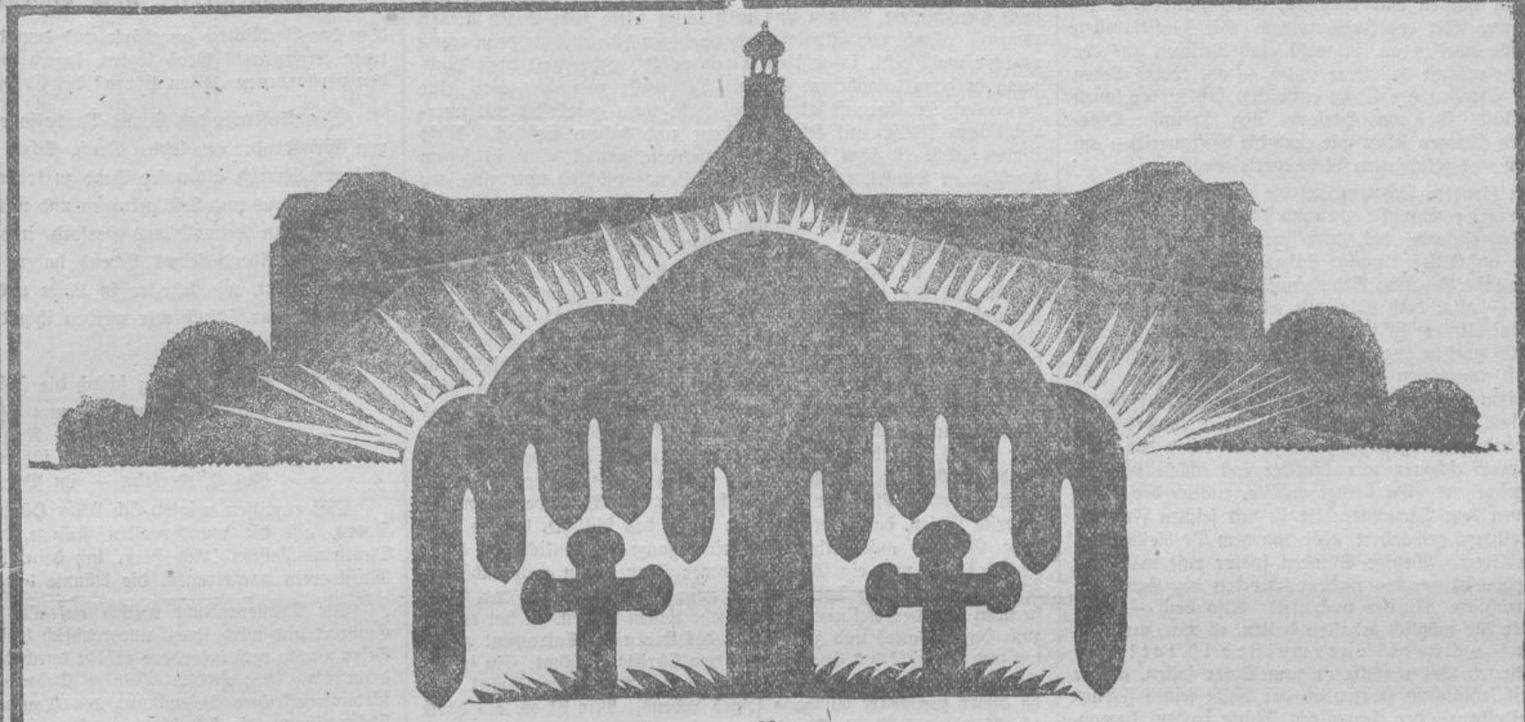
Druck und Verlag Fr. Kuhle Geschäftsstelle: Herford, Rennstraße 29/31

Fernsprecher Nr. 83 und 151 Postscheckkonto Nr. 5796 Scheckamt Hannover

Anzeigenpreis 30 Pfennig die 1spalt. Millimeterzeile oder deren Raum für Stadt u. Landkreis Herford, sonst 35 Pfennig. Reklamen die Zeile 2.00 Mark.

Generalanzeiger für Stadt- und Landkreis Herford — Amtlicher Anzeiger für Stadt- u. Landkreis Herford

Nr. 165. Herford, Montag, den 18. Juli 1921 39. Jahrgang.



UNSER OBERBÜRGERMEISTER

BUSSE

ist am Sonnabend zu der letzten Ruhe getragen. Entblössten Hauptes standen wir an seiner Gruft, still daran denkend, was er uns gewesen ist, den ein gewaltsamer Tod jäh aus unserer Mitte genommen hat. Deutlich erhebt sich vor unserm Auge, was er in einem arbeitsreichen Leben gewollt, erstrebt und vollbracht hat. Wir sehen das Rathaus erstehen und vergegenwärtigen uns noch einmal, wie er das stattliche Gebäude geschaffen und in ihm zum Besten der Stadt gewirkt hat. Nun hat ihm der Tod das Werkzeug aus der Hand genommen. Schweigend und auf das Tiefste ergriffen gab ihm am Sonnabend die ganze Stadt das letzte Geleit. Trauer und Schmerz einte alle und alles: Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, Junge und Alte, Männer und Frauen. Herford fühlte sich als eine einzige grosse Gemeinde, die in Wehmut und Trauer verbunden war zu einer Familie. Das war ein ergreifendes Zeichen echten deutschen Bürgersinns, wodurch sich unsere liebe Stadt, wodurch sich unsere so tüchtige und ernste Bevölkerung selbst trefflich geehrt hat. Sie hat dem Sonnabend nachmittag einen würdevollen Verlauf gegeben, den Niemand vergessen wird. / Dies Blatt schildert umseitig seinen Verlauf

*

Herfords Trauer um seinen toten Oberbürgermeister.

Es war an einem Mittwochnachmittag auf dem Rathause. Eine Anzahl geladener Gäste hatte sich dort eingefunden, Damen und Herren waren im Sitzungszimmer versammelt: ein Werk der Nächstenliebe galt es in die Wege zu leiten — für unsere Oberschlesier. Vertreter des Hilfswerkes für den fernen Osten suchten und fanden Hilfe im lieben Herford; Vertreter der Parteien, des Roten Kreuzes, des Vaterländischen Frauenvereins, der übrigen Vereine Herfords und der Presse waren versammelt — am Mittwoch, den 29. Juni. Allen voran widmete sich mit Eifer und vieler Liebe und Aufrichtigkeit eine Frau in Gemeinschaft derer, die ihr Wort und Wirken verstehen und ihr nacheifern: Frau Oberbürgermeister Busse. Mit frohem Herzen nimmt diese Frau die Führung für den Sonntag der Liebe in die Hand und alle Teilnehmer an der Beratung sind erfreut über solche tatkräftige Förderung einer Liebestätigkeit für unsere fernen Volksgenossen.

Die Beratung war zu Ende — da fällt ein Schuß — in Heidelberg .....

Tage vergehen; an dem Werk für unsere Oberschlesier wird rastlos gearbeitet. In den nächsten Stunden häufen sich Berge von Blumen im Rathause im Vorzimmer des Oberbürgermeisters Busse. Gilt es doch, ein Werk der Liebe einzuleiten. Und alle, die gerufen und nicht gerufen waren, sie kamen, sie brachten Blumen, duftige Blumen und frisches Grün für die Unseren! Die ganze Einwohnerschaft Herfords freute sich an diesem so herrlich gelungenen Werke edler Nächstenliebe. Fahnen werden an den hohen Masten emporgezogen, lustig flattern sie im Winde in der goldenen Glut des Julisonntags. Die Musikkapellen stimmen vaterländische Weisen an, ja wohl auch Teilchen aus der leichtgeschürzten Muse machen das Herz lustig — ein frohes Leben und Treiben in den Straßen der Stadt entwickelt sich in der lauen sommerlichen Abendluft. Das war Herfords Tag für unser Oberschlesien. Am andern Morgen sehen wir noch die Margueritten am Wege, die von einem wohlgelungenen Liebeswerke zeugten.

Da legt sich ein schwerer Schatten auf die nachfolgenden Tage: Oberbürgermeister Busse vermißt! In der Stadt, die jeden Tag ihr Tagesgespräch hat, interessiert nichts mehr. Ein Wort, eine Frage auf Aller Lippen: Was ist geschehen? Ueberarbeitung? der erste Gedanke; Gefangennahme? der nächste; Abgestürzt? unmöglich — also: doch nein, wir wagen an keine andere Möglichkeit zu denken! Unsere Zeitung tritt ihren Weg durch Stadt und Land an. Hastig greifen begierige Hände nach ihr: Noch keine Aufklärung! Es ist inzwischen wieder Mittwoch geworden, acht Tage nach jener Sitzung auf dem Rathause. Eine zentnerschwere Last legt sich auf alle Gemüter — die stille Zeit des Sommers wird noch stiller. Atemraubende Ungewißheit macht uns Allen das Herz schwer; bangen Herzens schauen wir hinüber ins schöne badische Land — was ist geschehen? Da bringt endlich, endlich der Telegraph eine Kunde von dem Vermißten: Er ist mit seinem Freunde in die Wälder Heidelbergs gewandert, aber von dem Verbleiben der Freunde noch keine Spur. Wenige Stunden später ruft man uns eine Nachricht telephonisch zu, die niederzuschreiben die Hand sich sträubte: Der mutmaßliche Mörder verhaftet! Also doch — was wir nie und nimmer für möglich gehalten hatten, es war zur Tatsache geworden: Unser Oberbürgermeister ist tot! Der Kugel eines verlodderten Buben sollte er zum Opfer fallen, als er ahnungslos und mit fröhlichem Herzen an der Seite seines Freundes die Wälder Heidelbergs, der ehemaligen Stätte frohen Jugendglücks, durchstreifte und verrauschter Tage an der alma mater gedachte. Tragisches Schicksal! Wie kann es doch so unbarmherzig hereinbrechen!

Es war wieder Mittwoch geworden, da hatte man bereits seine Leiche geborgen; liebende Hände hatten ihn mit bitteren Tränen in den Sarg gelegt. Durchs ganze deutsche Vaterland ging die Nachricht von einem entsetzlichen Bürgermeistermord, der sich in Alt-Heidelberg zugetragen. Und das schnaubende Dampfroß brachte ihn wieder zu uns zurück: Heiteren Sinnes nahm er Abschied und stieg die Treppen am schönen Rathaus herab — siebzehn Tage später trugen ihn seine Beamten ins Rathaus zurück als toten Vorgesetzten, toten Familienvater und Mitbürger. Dies letzte Wort hat er uns zugerufen mehr als einmal. Noch sehen wir ihn vor dem Vestibül stehen und und flammenden Einspruch gegen den Versailler Friedensvertrag erheben; noch sehen wir ihn in seinem Arbeitszimmer, für jeden Kommenden ein Wort, noch sehen wir ihn, die Vorlagen des Magistrats in der Stadtverordnetensitzung erläuternd; noch sehen wir ihn seinen Lieben in der Kreishausstraße zueilend — nun sehen wir ihn auf der Bahre liegend und ins Grab sinkend.

Und wieder, wie damals an jenem verhängnisvollen Mittwoch, dem 29. Juni, häufen sich Berge von Blumen, gewidmet von lieben Händen und Herzen, die sich mit innigem Weh und Schmerz seinem Sarge nähern. Die ganze Einwohnerschaft beinahe folgte seinem Sarge auf dem letzten Wege.

Auf dem

Rathausplatze,

der sonst ein so emsiges Kommen und Gehen aufweist, staut sich am Sonnabend nachmittag eine große Menschenmenge. Vom Portal herab weht die Trauerfahne; im Vestibül schwarz verhangene Fenster. Inmitten eines von Lorbeerbäumen geschaffenen stimmungsvollen Totenhaines ist der schlichte Sarg aufgebahrt, den die Ehrenzeichen des Entschlafenen und Corpsband mit Mütze der Heidelberger Studentenverbindung bedecken. Im Hintergrunde senkt eine mächtige Palme ihre Zweige über das Haupt des Toten. Um 3 Uhr flammen die Lichter am Katafalk, auf hohen Kandelabern stehend, auf. Totenstille! Der Magistrat, die Stadtverordnetenversammlung, die auswärtigen Gäste, darunter der Oberpräsident und Landeshauptmann der Provinz Westfalen, der Regierungspräsident von Minden, die Bürgermeister der benachbarten Städte, der Oberbürgermeister seiner Geburtsstadt Detmold und der von Heidelberg, das besonders innig mit Herford trauert, und viele, viele andere umstehen den Sarg, an dem Polizeibeamte und Mitglieder der Sanitätskolonne sowie Chargierte der Heidelberger Studentenschaft mit gezogenem Degen die Ehrenwache halten. Die tiefgebeugte Gattin nimmt vor dem Sarge mit ihren Kindern und den übrigen Angehörigen Platz.

Der Musikverein hat über dem Vestibül Aufstellung genommen, desgleichen die Vereinigten Männerchöre. Unter Musikdirektor Quest's Leitung ertönt wie ferner Orgelton das ewigschöne „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen . . ."

Pastor Schengberg

von der Petrigemeinde, deren Kirchenvorstand der Verstorbene lange Jahre angehörte, betritt nun den neben dem Sarge aufgerichteten Altar und predigt mit lauter Stimme über das Schriftwort „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben." Der Geistliche führte aus:

Unser Herr und Heiland spricht: „Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubet, der wird leben, und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben."

Geliebte Trauerversammlung! Unendlich bange und schwere Tage sind über unsere Stadt hereingebrochen, Tage des Grauens und des Entsetzens. Ein Schrecken überfiel uns, als vor bald zwei Wochen die Kunde von Haus zu Haus ging: Unser Oberbürgermeister ist in Heidelberg spurlos verschwunden! In Heidelberg, wo er zu kurzer Erholung an der schönen Gottesnatur sich erfreuen wollte und zugleich liebe Erinnerungen aus der Jugendzeit aufzufrischen gedachte, wo ihn die Bande der Freundschaft hinzogen. Und der Schrecken wuchs von Tag zu Tag und hielt uns Alle in fieberhafter Spannung, über das Dunkel des Schicksals, das sich nicht lichten wollte. Nun aber ist es furchtbare Gewißheit geworden: Wir stehen an seinem Sarge! Nicht wie sonst, wenn wir an den Särgen stehen, ist es die Wehmut, die uns ergreift, die wir mitbringen, um sie lindern und heilen zu lassen durch das Wort der ewigen Liebe; nicht wie sonst ist es der tiefe Schmerz, um den wir den Herrn im Gebet bitten, daß er, der die Wunden geschlagen, sie lindern und heilen wolle — nein: heute ist es das grauenhafte Entsetzen, das uns gepackt hat und nicht zur Ruhe kommen lassen will und das unsere Gemüter erschüttern läßt, weil man nicht mehr frei und ruhig wandern kann. Denn diese Leiche ist eine durch Mörderhand in der Vollkraft des Lebens zerstörte Kraft. Eine furchtbare Wunde klagt noch im Sarge über ein teures Leben, das nicht nur den Seinen, sondern der ganzen Stadt zum Segen gesetzt war und nach menschlichen Plänen uns noch lange hätte zum Segen dienen können. „Sucht der Stadt Bestes, darinnen Ihr wohnt; denn wenn es ihr wohl geht, so geht es Euch wohl!" Ihm galt diese Mahnung in ganz besonderem Sinne. Das Beste zu suchen, war seine Lebensaufgabe; darauf hat er zwei Jahrzehnte gearbeitet mit unermüdlichem Fleiß, mit seltener Treue und hohem Geschick. Nicht immer leicht ist ihm sein Amt geworden, zumal nicht in jenem furchtbaren Dunkel, wo Deutschlands Sonne plötzlich unterging, wo mit der Revolution das Alte stürzte, auch hier die alten Einrichtungen und Verhältnisse stürzten, die ihm lieb geworden und ans Herz gewachsen waren. Schweren Prüfungen sah er sich ausgesetzt, als es galt, im heißen Kampfe der Parteien immer das Rechte zu treffen und den geraden Weg zu gehen. Ich weiß, wie er geseufzt hat unter seiner schweren Bürde, aber es siegte stets sein aufrichtiges bestes Wollen, der Ernst und die Redlichkeit seiner Gesinnung, die Lauterkeit seines Charakters, die unverbrüchliche Rechtschaffenheit seines Wandels! Sein Wohlwollen gegen die Untergebenen, seine Freundlichkeit im Verkehr mit den Bürgern unserer Stadt, das alles sind unantastbare Züge in seinem lieben Bilde. Das ist gewiß: Der Name Oberbürgermeister Busse wird in der Geschichte der Stadt im Andenken bleiben bis in fernste Zeiten. Aber sein bestes Sein lag nicht offen vor menschlichen Augen. Was war denn das innerste Wesen, das seinem ganzen Leben das schlichte, lautere, einfache Gepräge aufdrückte, was seine ganze Persönlichkeit überstrahlte? Es war ein köstlich frommer Sinn; wenn auch nicht mit Worten, aber in der Tat. In der Zeit, wo so Viele von dem Christentum und der Religion nichts mehr wissen wollen, da hat er sich zum Hause Gottes und zum Tische des Herrn im Sakrament gehalten und sich nicht des Evangeliums von Christo geschämt. Ein treues Glied war er unserer Gemeinde, ein ganzer Mann, ein Christ! Und da dieser furchtbare Ausgang seines Lebens. Mir ist es, als hörte ich Stimmen flüstern: Wo ist nun Euer Gott; wo ist denn dieser helfende, schützende Gott, der Gott Israels, der nicht schläft noch schlummert? Wo war er denn, als jener ruchlose Mensch dort aus dem Hinterhalt anlegte auf das treue Herz? Ihr rühmt doch sonst: Du Herr erhörst Gebete, darum kommt alles Fleisch zu dir! Hier war einer, für dessen teures Leben gerungen ward in heißem Gebet, für den sein Töchterchen jeden Morgen und Abend gebetet hat in kindlichem Glauben: Behüte du meinen guten Vater und bringe ihn bald gesund und fröhlich wieder zurück! Und hier blieb sein Ohr taub und erhörte die Gebete nicht? Und stellte dem Vater keinen rettenden Engel in den Weg? Ach — wer wollte sich anmaßen, Gott den Herrn rechtfertigen zu wollen in dem, was er tut und was er geschehen läßt. Dunkel ist es vor unsern Augen, wir verstehen seine Wege nicht, aber wir beugen uns unter seinem unerforschlichen Ratschluß in dem unerschütterlichen Glauben: Dein Weg ist doch der Weg des Heils, du bist doch unser einziger Trost im Leben und im Sterben. Und „wenn ich auch gleich nichts fühle von deiner Macht, du führst mich doch zum Ziele durch diese Nacht." In die treuen Vaterhände Gottes befehlen wir seine Seele: Sei getreu bis an den Tod! Eine köstliche Weihestunde war es für mich, als ich ihm und seiner tiefgebeugten Gattin dies Wort zurufen durfte. Dies Wort ist der Leitstern gewesen, zu dem er emporgeschaut und an das er sich gehalten hat. Treue in stiller Demut, das ist der Inhalt seines ganzen Lebens und der Nachruf aus dem Munde Aller, die ihn kannten. Ein treuer Haushalter in Amt und Stand, als Gatte und Vater, ein treuer Bruder, ein treuer Christ! Und weil er diese Bedingung, getreu bis an den Tod zu sein, erfüllt hat, so wird der Herr auch an ihm seine Bedingung erfüllen: Ich will dir die Krone des Lebens geben! Das, Ihr lieben Leidtragenden, stärke Euch, mit mir zu sprechen: Der Herr behüte deinen Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit. Ziehe hin in Frieden! Amen.

Die Vereinigten Männerchöre sangen hierauf den Choral „Jesus, meine Zuversicht."

Im Anschluß hieran traten Vertreter der Stadt und der Behörden an den Sarg, um dem Verewigten herzliche Abschiedsworte zu widmen. Als erster Redner trat

Bürgermeister Osmer

vor, der folgende tiefergriffenen Worte sprach:

„Wilhelm Busse ist unser! In jugendfrischer Tatkraft, so hat er seinem Leben gedient. Wilhelm Busse bleibt unser! Die städtischen Körperschaften, die Beamten, Arbeiter und Angestellten wissen ihm Dank für seine Arbeit. Die Stadt Herford dankt es ihm über das Grab hinaus, was er ihr gewesen ist. So ruhe aus, treuer Kamerad von deiner irdischen Wanderfahrt. Ruhe in Frieden! Du bleibst unser!"

Als Vertreter der Staatsbehörden sprach

Regierungspräsident Dr. Hagemeister

folgende Worte:

„Du hast dem Staate treu gedient; Treue war der Inbegriff deines Wesens. Ich rühme besonders das warme soziale Empfinden und will dir danken, daß du verstanden hast, in den schwersten Zeiten den Frieden in deiner Stadt aufrecht zu erhalten. Ruhe in Frieden!

Der Heidelberger

Oberbürgermeister Walz

widmete dem Kollegen nachstehende Sätze:

„Schweren Herzens trete ich an die Bahre des Freundes, um dem treuen Verschiedenen im Namen der Heidelberger Bürgerschaft einen treuen Abschiedsgruß zu überbringen und ihm die Hand zu reichen an seinem Sarge. Wie hier in Herford die Herzen still standen, als die schreckliche Nachricht kam, so war es auch bei uns. Ein Schrei ging durch die schönen Täler des Neckarlandes. Um so weher hat es uns in Heidelberg getan, als der liebe Verstorbene zu uns als Freund kam, um sich bei uns zu erholen. Wir wissen, was Sie in Herford verloren haben, aber auch wir haben einen lieben, treuen Freund verloren! Aus dem Munde der teuren Gattin habe ich's heute erfahren dürfen, wie sehr er an unserm Heidelberg gehangen hat. Dort aber bringt man der schwergeprüften Familie und der lieben Stadt Herford allseitige Teilnahme entgegen von Jung und Alt, von Hoch und Niedrig. Lebe wohl, liebster Freund, ruhe aus in Frieden!"

Ein

Chargierter vom Corps Vandalia,

dem der Verblichene angehörte und dem die Vandalen einen prächtigen Kranz aufs Grab legten, sprach folgendes Abschiedswort an den verstorbenen „Alten Herrn" des Corps:

„Im Auftrage des Corps Vandalia entbiete ich dem entschlafenen Corpsbruder den letzten Gruß. Schon als Knabe hatte er keinen heißeren Wunsch, als unser Band zu tragen. Drei Semester hat er mit uns Freud und Leid getragen und uns bis zum Tode die Treue gehalten. In Detmold und Herford, immerdar blieb er uns treu. Am letzten Abend seines Lebens haben wir es noch aus seinem Munde gehört, wie sehr er in Liebe und Anhänglichkeit mit uns verbunden war. Auch wir werden ihm diese Treue halten über das Grab hinaus!" —

Pastor Schengberg schloß die Feier mit den Worten:

„Und nun den Weg zum letzten Gang;
Der Weg ist kurz, die Ruh' ist lang —
Gott führet ein, Gott führet aus:
Auf Wiedersehn — im Vaterhaus!"

Tief ergriffen neigten sich Aller Häupter vor der Majestät des Todes, als die wundervollen Klänge des Schlußchors aus der Matthäus-Passion „Ach Herr, laß dein' lieb' Engelein . . .", vom Musikverein vorgetragen, die Räume des Rathauses erfüllten.

Die Trauerandacht machte auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck und wird ihnen unvergeßlich bleiben. Die stimmungsvolle Feier wurde noch besonders erhöht durch die von der Firma Zumbansen hergerichtete sinnige Drapierung des Vestibüls; die schwarzverkleidete Beleuchtung des Raumes und die mannigfachen Dekorationen, die sich schon am Tage vorher im Sitzungssaale des Rathauses recht vorteilhaft für eine zweckentsprechende Gestaltung der Trauerfeier erwiesen, gaben ihr ein würdiges Gepräge, wie auch die gärtnerische Ausgestaltung mit Blattpflanzen aus der Gärtnerei Breder unter der Leitung des Stadtgarteninsp. Petzing sich der Bedeutung einer solchen Stunde anpaßte. Herrlicher, kostbarer Blumenschmuck, der nun hinausgetragen wurde, umgab den Katafalk, als der Männerchor aus dem Sitzungssaale heraus noch einmal das Lied erschallen ließ:

. . . Daß mich auch kein Todesbann
Ewig von ihm trennen kann . . .

Den Sarg entkleidete man der Ehrenzeichen und des Corpsbandes mit der Mütze und trug sie voran denen, die unsern Oberbürgermeister nun aufhoben und zum Leichenwagen brachten. Draußen harrte die Menge der Vereine, die in dem Dahingeschiedenen ihren eifrigen Förderer verehren, deren Ehrenvorsitzender er gewesen, und alle die, welche ihm so viel zu danken haben. Und eine schier endlose Zahl Leidtragender schloß sich dem Sarge an: die Vertreter der Staatsbehörden, der Magistrat und die Stadtverordnetenversammlung, die auswärtigen Magistratsvertreter, die Beamten der Stadt, die Schulleiter und viele andere mehr, die dem Oberbürgermeister die letzte Ehrung erweisen wollten. Dem Sarge voran schritten die militärischen und sonstigen Vereine und gaben dem Leichenkondukt mit 27 Fahnen ein überaus feierliches Gepräge.

Unter den wuchtigen Akkorden des Chopin'schen Trauermarsches setzte sich der Leichenzug in Bewegung, während von allen Kirchtürmen die Glocken läuteten. Der Zug bewegte sich an der Münsterkirche vorbei, aus welcher die Klänge der Orgel ertönten, und in der von unserer Schuljugend in musterhafter Ordnung gehaltenen Spalierbildung fuhr der vierspännige Wagen mit dem toten Oberbürgermeister einher dem Friedhofe zu. Manch hübsche, sinnige Dekoration an Geschäftshäusern in der Bäckerstraße, manch halbstocks wehende Fahne winkte dem so jäh von uns genommenen Leiter unseres Gemeinwesens einen Abschiedsgruß zu. Vieler Augen füllten sich mit Tränen, schwarzgekleidete Frauen in großer Zahl standen hinter den spalierbildenden Kindern und deren Lehrern, um mit ihren Lieblingen Zeugen eines unvergeßlichen Augenblicks zu sein.

Die ganze Stadt beinahe war in den Straßen, um dem Verstorbenen die letzte Ehrung zu erweisen. Stumm, ergriffen, andachtsvoll ließ die Menge den Trauerzug an sich vorbei ziehen. Herfords Bevölkerung hat sich mit dieser Anteilnahme selbst aufs beste geehrt.

Auf dem Friedhofe empfing der Posaunenchor unter der Leitung seines Dirigenten Schachtsiek den Zug, während die soldatischen Vereine Spalier bis in die Nähe des mit Tannengrün umsäumten Grabes bildeten. Hier sandte der amtierende Pfarrer noch ein heißes Gebet zum Himmel und schloß die weihevolle Stunde mit dem Vaterunser und dem Segen.

„Wie sie so sanft ruh'n", klang es von ferne, als sich die Fahnen über das Grab senkten und die Erdschollen auf den Sarg herabrollten: Erde zu Erde — Asche zu Asche — Staub zu Staub . . . Und wir alle, die wir ihn lieb gehabt haben, erinnern uns lobhaft des Dichterwortes in dieser wehmütigen Abschiedsstunde:

Ach, sie haben
einen lieben Mann begraben —
und uns war er mehr . . .

— tr. —

Mein Heim

Aus der Geschichte der Edelsteine.

Mit tausend unsichtbaren Ranken wurzelt die Gegenwart in der Vergangenheit. Wir bezeichnen manches als Aberglauben, was doch nur eine halbunbewußte Erinnerung an den Götterglauben ferner Zeiten ist. So glauben wir Kinder des 20. Jahrhunderts freilich nicht mehr an die „übernatürlichen“ Kräfte der Edel- und Halbedelsteine, aber es gibt noch immer Menschen, die keinen Opal tragen, da dieser Unglück bringen soll. Den Völkern des Morgenlandes war nämlich der Opal ein Unglücksstein, den kein Feldherr getragen hätte, wenn es in den Kampf ging. Er glaubte, dadurch unrettbar die Schlacht zu verlieren. In der Vorzeit legte man den Hauptwert auf den Stein, weil die pantheistische Weltanschauung lehrte, daß „es nichts Totes in der Welt gäbe“, daß „auch die Edelsteine eine Seele besäßen“. Dieser Seele wegen hatte der Stein die Macht, auf das Wesen des Trägers einzuwirken, ihm Glück oder Leid zu bringen. Die Fassung war Nebensache. So traute man dem Türkis die Eigenschaft zu, Tugend und Schönheit zu verleihen und durch die Veränderung seiner Farbe Krankheit des Besitzers anzudeuten. Ein Nachhall jenes Glaubens läßt noch heute den Türkis als „Glücksstein“ gelten. Einzelne Türkise verändern tatsächlich ihre Farbe, wenn sie mit der menschlichen Haut in Berührung kommen. Das findet man aber auch bei Bernsteinschmuck und bei den echten Perlen, ohne daß der Träger krank zu sein braucht. Vom Amethyst hieß es, er verleihe einen frommen, gottergebnen Sinn. Noch heute glänzt er im Bischofsring, vielleicht als Anklang an den alten Glauben. Diamanten galten als Sinnbild der Liebe und Treue. Man wählte darum diesen kostbarsten aller Edelsteine zum Schmuck des Verlobungsringes. Erst seit ungefähr drei Jahrzehnten pflegten auch Saphire in den Verlobungsring gefaßt zu werden, scheinbar der blauen Farbe wegen, die ja die Treue versinnbildlicht. Seit kurzer Zeit wählt man auch wohl den Rubin nicht nur, weil die rote Farbe die Liebe bedeutet, sondern weil der Rubin einst als „heilig“ galt. In der jüdischen Religion spielt der Edelstein eine große Rolle, wie die Edelsteine im Brustschilde des Aron beweisen; und später die sogenannten Apostelsteine, d. h. jene zwölf Edelsteine, welche Heilkraft besaßen und die zwölf Apostel versinnbildlichten. Aber bereits in alter Vorzeit konnten die alten Magier den sogenannten „Lethestein“, der sowohl Götter als Menschen Leid und Kummer vergessen lehrte, und den „Siegerstein“, den Herkules im Ring trug, und der ihm half, alle Schwierigkeiten glücklich zu überwinden. Im alten Rom kannte man „Tagessteine“, d. h. man trug an jedem Tage der Woche einen dieser besonders geweihten Steine als Schutzmittel. Ebenso kannten Indier und Morgenländer die „Monatsringe“, d. h Ringe mit 12 Steinen, die man stets so drehte, daß der betreffende Stein sich oben befand. Im Januar: Granat, im Februar: Amethyst, im März: Jaspis, im April: Saphir, im Mai: Smaragd, im Juni: Diamant, im Juli: Rubin, im August: Karneol, im September: Chrysolith, im Oktober: Aquarin, im November: Topas und im Dezember: Malachit.

Bunte Mappe.

Ursprung des Spießrutenlaufens. Zu Kaiser Karls V. Zeiten waren die militärischen Strafen unmenschlich. Sie wurden aber nicht für Versehen im Dienst, vielmehr nur für eigentliche Verbrechen verhängt. Eine Strafe dieser Art war das Laufen gegen den Spieß. Ein alter Schriftsteller hat von dieser Exekution folgende Beschreibung hinterlassen: „Wenn einer von den Lanzenknechten ein schweres Verbrechen begangen hatte, so versammelte der Hauptmann, zu dessen Rotte er gehörte, sein Häuflein, erzählte demselben die verübte Freveltat und bat, den Malefikanten zum Laufen gegen den Spieß zu verurteilen. Hat nun die Mehrheit gestimmt, so bedanken sich die Fähndrichs bei dem gemeinen Mann, daß sie so willig, so ehrlich und ehrenhaftig gewesen, gut Regiment zu stärken und zu erhalten. Dann werfen sie ihr Fähnlein dreimal in die Höhe und ziehen unter Trommeln und Pfeifen mit dem Häuflein gegen den Aufgang der Sonne. Unterdeß sie hier eine Gasse bilden, läßt man den armen Sünder beichten. Ist die Beichte vollendet, so führt der Profoß den Gefangenen vor die Gasse und befiehlt den Trommelschlägern, die Trommeln dreimal zu rühren. Alsdann warnt er einen jeden, die Gasse wohl zu bewahren und fest zu verschließen; denn wer eine solche Lücke läßt, daß der Delinquent herausschlüpfen und entrinnen könnte, der sollte statt dessen die Todesstrafe leiden. Wenn dies geschehen ist, so führt der Profoß den Unglücklichen dreimal in der Gasse auf und nieder, damit er einem jeden seiner Kameraden um Verzeihung und Versöhnung bitte, wenn er ihn je im Leben mit Wort und Tat beleidigt haben sollte. Er selbst verzeiht ebenfalls einem jeden die ihm etwa zugefügten Beleidigungen. Ebenso sprechen ihm auch die Fähndriche Trost und Mut zu und ermahnen ihn, tapfer und unverzagt zu sein; die Trommel wird wiederum dreimal gerührt, die Fähndriche stellen die Leute in doppelte Reihen und befehlen, die Spieße vorzustrecken. Mit einem starken Anlauf muß sich dann der Unglückliche in die Spieße stürzen. Die Lanzenknechte kamen ihm einige Schritte entgegen, um die Spieße mit desto größerem Nachdruck in die Brust zu stoßen. Wenn der Entseelte keine Spur des Lebens mehr zeigte, so fiel alles auf die Knie und tat ein kurzes Gebet, seiner armen Seele zum Trost. Der Leichnam ward in eine Grube geworfen, und jeder kehrte nach seiner Behausung zurück.“

Generalstreik im 18. Jahrhundert. In Breslau war's. Anno 1795. Ein ungarischer Schneidergeselle hatte seinen Dienst früher verlassen, als die strengen Gesetze der Zunft erlaubten. Er wurde angeklagt und ins Gefängnis gesteckt. Aber die Schneidergesellen empörten sich, 15 Altgesellen zogen feierlichen Schrittes zum Rathaus, legten Protest ein und — wurden festgesetzt. Zur Einigung zogen noch einmal 130 Gesellen zum Magistrat; sie teilten das Schicksal ihrer Altgesellen. Nun tobte der Aufruhr! Sympathiestreik! Generalstreik! Sämtliche Gesellen der Stadt legten die Arbeit nieder, nur die Töpfer streikten nicht, weil sie nicht wollten, und die Brauer streikten nicht, weil auf allgemeinen Wunsch der Streikenden das Bier nicht ausgeben sollte. Der Magistrat zögerte, mit dem Militär einzugreifen, als aber die Streikenden übermütig wurden, kam es zu einem Gefecht. 37 Tote und 44 Schwerverwundete waren die Opfer. Dann wurde alles gütlich gelöst. Den Schneidergesellen wurden die Streiktage bezahlt, und der ungarische Schneider, den die Streikenden befreit und über die Grenze geschafft hatten, wurde feierlich zurückgeholt und dadurch wieder „ehrlich gemacht“, daß ein Vertreter der Behörde vor den Gesellen einen Humpen Bier auf sein Wohl leerte.

Praktische Winke.

Rostflecke aus der Wäsche zu entfernen. Man weiche etwas Bittersalz zu einer breiartigen Masse auf, bestreiche mit diesem Brei die Flecken, lasse sie einige Minuten liegen, reibe sie alsdann und bestreiche sie nochmals mit Bittersalz. Nach einigen Minuten setze man ein mit kochendem Wasser gefülltes zinnernes Geschirr auf die Flecken, nehme es nach einigen Minuten wieder weg und wasche die Flecken in weichem Wasser aus. Sind die Flecken noch nicht sehr alt, so werden sie nach diesem Verfahren bereits verschwunden sein. Ist dies nicht der Fall, so wiederhole man das Verfahren. Es ist sehr ratsam, die so behandelten Wäschestücke sofort in die Wäsche zu geben, damit das Bittersalz keine Flecke frißt, was bei sofortiger Wäsche gänzlich ausgeschlossen ist.

Um Petroleum zu verbessern, gibt man in das Becken der Lampe je nach dessen Größe 1 Teelöffel bis 1 Eßlöffel voll Kochsalz. Das Salz braucht nur selten erneuert zu werden. Man kann auch eine Handvoll Salz in die Petroleumflasche oder -kanne tun, um dieselbe Wirkung zu erreichen. Das Petroleum brennt entschieden heller und explodiert weniger leicht.

Laßt uns lachen.

Der Druckfehlerteufel. Bei dem gestrigen Treibjagen hatte sich der Herr Oberförster leider eine starke Erkältung zugezogen und lag infolgedessen einige Tage im Bett.

Eine treue Seele. „Sind Sie denn schon lange in Diensten der Familie?“ — Diener: „Oh gewiß, ich diene bereits der dritten Degeneration!“

Herforder Erzähler

Unterhaltungsbeilage zur Herforder Zeitung für Stadt und Land.

Herford, den 18. Juli 1921.

Die Liebe der Hannah von Linsingen

Roman von Gertrud von Brockdorff.

(5. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Konrad Lobitten begrüßte die alten Damen mit verbindlicher Höflichkeit, verbeugte sich kühl und zeremoniell vor Hannah und nahm auf Tante Theklas Aufforderung in einem der tiefen, lila Samtsessel Platz.

Fräulein Thekla wurde aus dem Besuch nicht recht klug; sie nahm ihn als Kondolenzbesuch für den „armen Roches“ und schalt im Innern herzhaft auf die Lobittens. Im Leben hatten sie ihm die Tür gewiesen; nun er tot war, kam Graf Konrad selbst nach dem versemten Verkehmen, um sein Bedauern auszusprechen.

Oh, diese Welt war, weiß Gott, ungerecht genug!

Und das Gesicht des alten Fräuleins wurde spitz und eisig, während sie mit dem jungen Grafen über das Wetter und über die Heuernte sprach.

Dessen Augen aber glitten unentwegt zu Hannah hinüber.

Sie saß sehr aufrecht in ihrem Sessel, das Gesicht blaß und wunderschön in ihrer Erregung. Nur der schöngeschwungene Mund leuchtete tiefrot über Boleslav Bilinskis gespenstischen Blumen, die wie ein trennendes Symbol zwischen Konrad und dem jungen Mädchen standen.

„Warum spricht er fast nur mit Tante Thekla“, dachte Hannah unruhig. „Warum ist er zu mir so anders als gestern?“

Der Besuch auf dem Friedhofe fiel ihr ein, der nachlässige, vertrauliche Tonfall des jungen Mannes, und sie errötete plötzlich tief, als schäme sie sich dieser Erinnerung, welche sie doch bis in ihre Träume begleitet hatte.

„Warum erwähnt er seinen Freund mit keinem Worte“, dachte Hannah weiter. „Weiß er etwas von den Blumen oder nicht?“

Sie erschrak, als Lobitten sich plötzlich erhob und sich kurz und förmlich von Tante Thekla verabschiedete. Sie hatte das Gefühl, daß dieser Besuch nicht so kalt und ereignislos vorübergehen dürfe, daß irgend etwas Unerwartetes sich ereignen müsse.

Und das Unerwartete kam.

Als sie Lobitten die Hand zum Abschied reichte, beugte dieser sich tief über die schlanken Finger und flüsterte hastig und nur ihr verständlich:

„Hüten Sie sich vor Bilinski, Baronesse, Ihre Schönheit ist gefährlich.“

„Warum?“ wollte Hannah fragen, aber sie fühlte die forschenden und unruhigen Blicke der Tante auf sich gerichtet und schwieg.

Als der Besucher gegangen war, meinte Tante Thekla verdrießlich: „Es gefällt mir nicht, daß du allerlei Dinge hinter meinem Rücken vornimmst. Ich werde Hans davon Mitteilung machen.“

Hannah war froh, daß Hans Rastell an dem Nachmittage seinen gewohnten Besuch unterließ. Sie hatte ein schlechtes Gewissen ihm gegenüber, und wenn sie an der Überraschung zu seinem Geburtstage arbeitete, fand sie immer häufiger, daß die petits points sie langweilten und legte öfter als je die Hände in den Schoß und schaute sehnsüchtig die Chaussee entlang, die nach Lobitten führte.

Graf Konrad Lobitten war inzwischen in bester Stimmung daheim angelangt.

Er erkundigte sich bei Friedrich nach Bilinski.

Der Pole war in seinem Auto fortgefahren.

Nach Berkehmen nicht; denn sonst hätte er Konrad begegnen müssen. Also war es gleichgültig, wohin er sonst gefahren war. Jedenfalls war man für heute Sieger.

Wieder sah er Hannahs schönes, blasses Gesicht vor sich. Teufel, was für ein Mädel!

Aber einen sehr reduzierten Eindruck machte die Wirtschaft da drüben in Berkehmen, und die beiden alten Damen waren wahrhaftig auch nicht gerade zum Anbeißen.

Er fing plötzlich an, eine lustige Melodie vor sich hinzupfeifen. Eine trunkene Siegesfreude war über ihn gekommen; er fühlte sich zu allen möglichen tollen Streichen aufgelegt und bereit, den Sieg vom Vormittag nach Kräften auszunutzen.

Mit spöttischem Lächeln sah er gegen Mittag das graue Auto durch die große Allee auf das Schloß zusausen, und er fühlte sich nicht imstande, das Lächeln zu unterdrücken, als er bei Tisch dem Polen gegenübersaß.

Zufällig brachte der alte Graf selbst das Gespräch auf Berkehmen.

Man sprach über alte Eichen, die in der Gegend häufig waren, und der Graf erwähnte dabei, daß sich eines der ältesten Exemplare im Park des Nachbargutes befände.

„Früher war der Park überhaupt in mancher Hinsicht sehenswert“, fügte er hinzu.

Niemand antwortete.

Alle fühlten die Tragik in diesem „Früher“.

„Der ganze Niedergang von Berkehmen liegt darin“, dachte Konrad. Und er kam sich in diesem Augenblick beinahe groß und heldenhaft vor mit seiner Liebe zu diesem Mädchen, das in der ganzen Gegend als Tochter des Versemten über die Achsel angesehen wurde.

Verstohlen betrachtete er Bilinski, dessen blasse Züge noch blasser schienen in dem gedämpften, grünlichen Licht, welches durch die Kronen der alten Parkbäume über die Tafel dahinzitterte. Konrad glaubte eine heimliche Erregtheit in dem Gesicht des Polen zu bemerken, und er sah, wie die Finger der ringgeschmückten Hand sich nervös hin und her bewegten, als wäre es ihnen unmöglich, die innere Unruhe zu bemeistern.

Auch dem jungen Grafen teilte sich etwas von dieser Nervosität mit.

Am liebsten wäre er vom Tische aufgesprungen und nach Berkehmen hinübergeritten. Aber er bezwang sich gewaltsam. Man mußte klug sein, wie der Pole da drüben.

Wer konnte wissen, was der inzwischen alles ausgeheckt hatte!

Er glaubte seinen Ohren nicht zu trauen, als Bilinski nach dem Essen zu ihm sagte:

„Von übermorgen ab muß ich mich auf lange Zeit beurlauben, Graf Lobitten. Meine Güter in Rußland können den Gebieter nicht länger entbehren. Ich bin

Ihnen unendlich dankbar für Ihre Gastfreundschaft und wünsche mir auf meiner Scholle keinen lieberen Besuch als den Ihrigen."

Kopfschüttelnd ging Lobitten in seinem Zimmer auf und ab. Was bedeutete das nun wieder?

Gab der Pole das Feld frei? Oder war es am Ende überhaupt töricht gewesen, in ihm einen Nebenbuhler zu argwöhnen? Stammten die Blumen am Ende gar nicht von ihm?

Konrad Lobitten sah mit nachdenklich gerunzelter Stirn über den Park hin.

Nein, die Blumen stammten von Boleslav Bilinski, soviel stand fest. Der Hilfsprediger hatte sie seiner Braut sicher nicht überreicht, und unter den Nachbarn war keiner, der ein Arrangement von so unerhörter Kostbarkeit für eine junge Dame erstanden hätte, selbst wenn er im Gelde wühlen konnte. Zu solchem Leichtsinn schwang ein ostpreußisches Blut sich nicht auf. Und dann — für die Tochter Rochus von Linsingens! Verdrießlich über das neue Rätsel, ließ er sich am Nachmittage bei Bilinski melden.

Michael hatte sein infamstes Bedientenlächeln aufgesteckt.

„Daß der gute Boleslav den Kerl um sich duldet", dachte Lobitten. „Ohne die Rücksicht auf meinen Gast hätte ich den Halunken schon am dritten Tage zum Tempel hinausgejagt. Und hinter den Mädchen soll er auch her sein, erzählt mir Friedrich. Na, das verzeihe ich ihm."

Ein Lächeln glitt über das schmale, braune Gesicht; und seine üble Laune war schon halb verflogen, als er Bilinskis Zimmer betrat.

Dieser saß am Schreibtisch, allerlei Papiere vor sich.

„Sie sehen mich mit unangenehmen Dingen beschäftigt", empfing er Lobitten. „Ich gehe nämlich den Betrügereien meines Inspektors ein wenig nach."

Konrad hatte sich schon oft über Bilinskis Schärfe und peinliche Genauigkeit in finanziellen Angelegenheiten gewundert. Sie erschien ihm lächerlich in Anbetracht des Riesenvermögens, das der Pole sein eigen nannte.

„Ich sehe, Sie sind ein ausgezeichneter Gutsherr", lachte der junge Graf ein wenig spöttisch.

Bilinski zuckte die Achseln.

„Das sagen meine russischen Freunde auch. Und für russische Verhältnisse, das muß man sagen, sind meine Güter wohl Musterwirtschaften."

Ein selbstbewußtes Lächeln trat in sein blasses Gesicht, während er mit den schlanken Fingern eine Zigarette drehte.

„Wie schade, daß mein Vater keine Gelegenheit hat, Ihre Güter zu besichtigen", meinte Konrad Lobitten. „Er interessiert sich so für Musterwirtschaften."

In das Lächeln, welches in den Zügen des Polen spielte, mischte sich jetzt eine lebhafte Nüance.

„Oh, die Gelegenheit wäre doch leicht zu schaffen, lieber Graf."

„Sie wissen doch, daß mein Vater Lobitten nicht verläßt."

„Ist das nötig, daß er es verläßt? Nun, da ich Berkehmen gekauft habe —"

Konrad Lobitten saß einen Augenblick sprachlos. „Der raffinierte Kerl!" durchfuhr es ihn.

„Sie haben Berkehmen gekauft?" fragte er schließlich mühsam. „Aber wann denn, wenn ich fragen darf?"

In den dunklen Augen des Polen blitzte es auf wie verhaltener Spott.

„Dort drüben —" Er bewegte den Kopf in der Richtung des Berkehmer Herrenhauses, „war alles in einer halben Stunde erledigt. Die Damen waren außerordentlich entgegenkommend. Ihre Freundin, die jüngste Baronesse, vielleicht am wenigsten. Der Verkauf schien ihr sehr nahe zu gehen. Sie willigte erst ein, als ich den Vorschlag machte, daß sie und die Fräulein Tanten das Recht haben sollten, nach Belieben in dem alten Herrenhause zu wohnen."

„Das hat er schlau angefangen", dachte Lobitten. „Und ich bin ein rechter Tor gewesen." Laut fragte er: „Es kann doch unmöglich alles in einer halben Stunde festgelegt worden sein?"

Wieder zuckte das unausstehliche Lächeln über das blasse Gesicht des andern.

„Mit dem Vormunde der Baronesse, einem Herrn von Dallwitz in Königsberg, dem diese Vormundschaft übrigens recht lästig zu sein scheint, hatte ich mich schon vorher in Verbindung gesetzt. Den Notar holte ich mir heute morgen im Auto aus Königsberg. — Warum sollte sich also die Angelegenheit nicht in einer halben Stunde erledigen lassen?"

Lobitten trommelte mit den Fingerspitzen nervös auf der Lehne seines Sessels herum.

„Und der Preis?"

„Hunderttundfünfzigtausend."

„Mensch!" Jetzt war Lobitten aufgesprungen und trotz seiner tiefen Verstimmung lachte er aus vollem Halse. „Das ist ja der helle Wahnsinn."

Der Pole tat ein paar Züge aus der Zigarette.

„Die Summe entspricht ungefähr den Verbindlichkeiten des verstorbenen Freiherrn. Also ist der Preis ein angemessener", sagte er ruhig.

„Na — meinetwegen, Sie Krösus!" Lobitten hatte sich wieder gesetzt. „Nun sagen Sie mir bloß noch, was Sie mit dem Krempel da drüben anfangen wollen."

Bilinski lächelte.

„Eine Musterwirtschaft draus machen, lieber Graf. Ich habe nun einmal eine Schwäche für Musterwirtschaften. Ihr Herr Vater wird das verstehen können."

„Der alte Herr wird sich wundern", dachte Konrad Lobitten. „Toben wird er. Jedenfalls habe ich ihn gewarnt. Nun mag er sehen, wie er mit Bilinski fertig wird. Eine bequeme Nachbarschaft wird das nicht, das ist so klar wie etwas. Und wundern soll's mich doch, was aus Berkehmen und aus der schönen Hannah wird."

Und er seufzte leicht, während er den bläulichen Rauchwölkchen seiner Zigarette nachblickte. — — —

Hannah von Linsingen öffnete schlaftrunken die verblichenen buntbedruckten Kattunvorhänge des großen Gemaches, das ihr als Schlafzimmer diente, und sah in den klaren Septembermorgen hinaus.

Draußen standen alle Gegenstände sehr scharf umrissen im grauen Frühlicht; ein feiner Duft lag wie ein Schleier über der Landschaft und verdichtete sich gegen Lobitten zu zu einem schweren, undurchsichtigen Nebelstreifen. Nur der Turm des Schlosses ragte wie eine weiße Gestalt mit verfließenden Linien in den Himmel auf, der nach dem Horizont zu ein scharf kontrastierendes Farbenspiel von grellem Tiefgelb gegen eine schmale, dunkelgraue Wolke darbot.

Mehr und mehr erfüllte dies Gelb die morgendliche Landschaft, wurde golden und rosig und glitt schließlich wie ein leuchtender Strom durch die Wipfel der alten Parkbäume, deren tausendfache Blätter glänzend transparent erschienen.

Es mußte noch sehr früh sein.

Hannah gähnte verstohlen; dann klinkte sie vorsichtig eines der hohen schmalen Fenster auf. Mit leisem Kreischen gab der morsche Riegel nach.

Eine klare, kalte Luft strömte dem Mädchen um die heißen Schläfen. Sie roch nach Levkoyen und Thymian.

Hannah atmete tief.

Das tat gut und spülte die bleierne Müdigkeit aus den Gliedern fort wie ein kühles Bad.

Sie hatte bis zum ersten Morgengrauen wach gelegen, und die Stunde Schlaf, die dann kam, war voll von allerlei wirren Träumen und Vorstellungen gewesen, die noch nach dem Erwachen schwer und drückend auf ihr lasteten.

Und doch lag so viel daran, daß sie heute, gerade heute frisch war.

Sie sah nach der Uhr, ihres Vaters großer, silberner Taschenuhr, die auf dem birkenen Nachttischchen lag und den ganzen Raum mit ihrem scharfen Ticken erfüllte.

Es war halb sechs.

Hannah überlegte.

Um halb sieben stand Tante Thekla auf. Da mußte sie sich mit dem Anziehen beeilen, um noch rechtzeitig aus dem Hause zu kommen. Und sie war noch so müde. Oder sollte sie überhaupt gehen?

Mechanisch öffnete sie die Schreibmappe, in der sie sonst allerlei kleine Nichtigkeiten vor den Augen der Tanten zu verschließen pflegte, und zog das schmale, elegante Kärtchen hervor, das ihr gestern von einem Bauernjungen aus Lobitten am Parktor überreicht worden war.

(Fortsetzung folgt.)

Das Weltende.

Russische Skizze von Wilhelm Goldschmidt.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Wie ein Funke auf dürres Holz fällt und nun prasselt die Flamme, lohend greift sie weiter: angesteckt waren so die Bauern von wildflammender Lust. Einige zwar, ältere Leute, die bedächtig wägen, ehe sie sich entscheiden, redeten dawider mit erbaulichen Worten; allein sie schienen selbst nicht recht an das Heil ihrer Gründe zu glauben und wurden hineingezogen in den allgemeinen Taumel. Angestrahlt von der scheidenden Sonne, flammte der Himmel, Dämmerung umwob die seltsamen Gestalten, die wie Besessene sprangen, die Sensen schwangen, sich umhalsten und Mikola anriefen, den Wundertäter, daß er ihnen Satan zum Trotz den Weg bahne in das liebe Himmelreich.

Mitja trat zu seinem Schatz.

„Du bleibst, Marfuscha!" rief er und hielt sie am Handgelenk.

Sie nickte.

Die Bauern zogen dem Dorfe zu. Als sie aus Gesichtsweite waren, ließ sich noch immer der Lärm hören.

Mitja preßte das Mädchen an sich und konnte sich nicht satt küssen. Noch hielt er sie umschlungen, während sie heimgingen.

„Wir beide machen uns morgen früh pünktlich an die Arbeit. Du kommst, Mitja?"

„Soll mir gleich der heilige Georg, wie dem Drachen, den bösen Tod geben, wenn ich nicht komme!"

„Wir werden wohl allein auf dem Felde sein."

„Um so besser, Marfuscha!"

* * *

Mochte Mitja, wie der Fisch gegen die Eisdecke, kämpfen gegen die besessene Lust, die das ganze Dorf ergriffen hatte: vergebens! Daß Tollheit ansteckt, sollte er erfahren. Tollheit ist stärker als Georg der Drachentöter, den er um Schutz anrief. Bei dem Namen des Heiligen hatte er gelobt, zeitig am Morgen die Arbeit zu beginnen, folglich mußte der Heilige dafür sorgen, daß Mitja nicht dem Bösen verfalle; der Heilige hatte ja auch sicherlich den guten Willen dazu — aber, wie gesagt, Tollheit ist stärker als der Drachentöter und alle Heiligen.

Das war ein tolles Gelage! Der Wirt, bei dem es an Festtagen hoch herging, hatte dergleichen noch nie erlebt. Manche vertranken Stiefel und Hemd und durchliefen, Lieder gröhlend, in seltsamem Aufzuge das Dorf. Es war Vollmond und Sterne blitzten. Mitja hatte sich mit seiner Liebsten verschwatzt; als er von ihr ließ und Marfa in ihre Hütte schlüpfte, war es fast Mitternacht. Trotzdem er nichts gegessen hatte, wollte er sich sogleich niederlegen, um einige Stunden zu ruhen; gestärkt würde er erwachen und dann den Tag über scharf arbeiten: Marfa und der Heilige hatten sein Gelöbnis gehört. Kommt ein Pope dir in den Weg, so bedeutet es ein Unglück; speien mußt du dreimal, um es abzuwenden. Wahrhaftig, da kommt Vater Alexander, der gottgefällige Greis — wie ein Heiligenschein umwebt der Mondhauch sein Silberhaar — lärmende Burschen um ihn — und das Väterchen wackelt, wie sich's gehört vor dem Weltende. Den Mitja muß bereits der Böse am Nacken haben, der es in seiner Tücke auf die Verliebten abgesehen hat — Mitja hat den Kopf voll vom Gedenken an die hübsche Marfa und ihre Küsse — wie er so an sein Mädel denkt, vergißt er zu speien und will seines Weges gehen. Da ist er aber schon von den Tollen umringt — vergebens ruft er in höchster Not zum Drachentöter — halb zerren sie ihn, halb geht er willig in den Krug. Und nun hebt ein Trinken an zum Preise des Weltendes. Der Morgen graut — Mitja will aufs Feld — aber Georg, Mikola, all die Heiligen haben ihn verlassen.

So trinkt er weiter. Er sang, polterte, fing Händel an. Jetzt sitzt er still und bleich da und schüttelt sich nach jedem Tropfen. Der junge Tag schaut durch die kleinen Fenster, Mitja trinkt noch immer mit den letzten Genossen. Auf der Ofenbank, dem Schenktisch, der Diele liegen Trunkene und schnarchen. Ekelhafter Geruch erfüllt die große niedrige Stube.

Der Prophet Wassilij tritt ein. Er hat den Schreiber, den der Fusel verdreht gemacht, nach Hause geleitet, und nun erzählt er weitschweifig, wie er ihn mit Gewalt aufs Lager geworfen, wo er sofort in einen Bärenschlaf fiel.

„Du noch hier, Mitja?" höhnt er. „Recht so, Söhnchen. Bete und trinke, so ziemt sich's vor dem Weltende. Herr, erbarme dich unser! Weißt du, wo Marfuscha steckt? Aufs Feld ist die Gans gegangen, sie ganz allein — ha, ha, ha — arbeitet sich krumm, daß die Fische, die bleiben, Heu zu fressen haben."

„Heiliger Georg!" stöhnt Mitja und springt auf. Entnüchternd wirkte der Name Marfas auf ihn. Sie beschämt mich, saust es ihm durch den Kopf — beschämt ihren Vater — das ganze Dorf.

Er stürzt zur Tür.

„Wohin, Söhnchen?" näselt der Prophet.

„Hole der Teufel das Weltende!"

Mitja eilt hinaus, aus dem Dorf hinaus — auf die Wiesen — zu ihr. Die reine Luft tut ihm wohl; als er auf das Feld kommt, wo Marfa mutterseelenallein arbeitet, fühlt er wieder seine alte Kraft, ergreift eine Sense, die einer der Besessenen beiseite geworfen, und beginnt zu arbeiten.

„Sei gegrüßt. Du kommst spät!" ruft ihm Marfa zu.

Er tut, als überhöre er ihre Worte, und schafft im Schweiße seines Angesichtes, bis schattend die Abenddämmerung sich über die Erde legt. Dann wirft er die Sense fort und eilt zu Marfa.

„Mögen die Heiligen und du, Herzchen, Nachsicht mit mir Sündigem haben", sagt er. „Weiter faulenzen, sich um ihre Habe bringen, werden die anderen. Wir beide aber, Marfuscha, lassen uns trauen, wenn die Ernte heimgebracht ist, und hören nicht eher auf, uns zu rühren, als bis das Weltende hereinbricht."

„Damit hat's gute Weile", jubelt Marfa, „denn für uns ist das Weltende erst dann gekommen, wenn du dir einfallen läßt, was die Heiligen verhüten mögen, zu trinken und zu . . ."

Er umfaßt sie derb und preßt einen Kuß auf ihre Lippen. Als sie Hand in Hand heimgehen, raunt er ihr zu: „Ich sag's dir, Marfuscha, und brauche dazu keinen Heiligen anzurufen — so lange wir beide zusammenhalten, denkt der Herrgott nicht an das Weltende."

Reform der Männerkleidung.

Die Frage nach einer Umgestaltung der Männerkleidung, die in neuerer Zeit wieder in den Vordergrund getreten ist, und sogar durch ein Preisausschreiben gelöst werden sollte, hat auch frühere Jahrhunderte schon beschäftigt. Ein so wichtiges Kulturproblem hat sich aber damals ebensowenig wie heute durch die Vorschläge und Ideen einzelner Menschen lösen lassen. Karl II. von England wollte bereits im Jahre 1666 eine Reform der Männertracht durchführen und erfand daher ein Nationalkostüm, das er, wie er behauptete, gar nicht mehr ablegen wollte. Aber schon vier Wochen später war die neue Tracht wieder in Vergessenheit geraten, da selbst der König nicht vermocht hatte, ihr Anhänger und Anerkennung zu verschaffen. Beharrlicher verfolgte der im 18. Jahrhundert lebende Gustav III. von Schweden seine Idee, eine schwedische Nationaltracht einzuführen, die er tatsächlich auch selber trug, bis man ihn auf seinen Reisen in Paris und Petersburg herzhaft auslachte. Ebensowenig Erfolg hatte mit seinen Bestrebungen Jacques Louis David, der berühmte französische Maler jener Zeit, der in Frankreich die antike Kleidung wieder aufleben lassen wollte. Auch die Bewegung zur Einführung einer „teutschen" Nationaltracht, die um die Zeit der Freiheitskriege einsetzte und sogar zahlreiche Anhänger fand, war nach drei Jahren wieder ganz abgeflaut. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts tauchten verschiedene andere Vorschläge zur Verbesserung der Männerkleidung auf, so im Jahre 1816 die Erfindung eines Dr. Meyerhoff, der ein „Normalgewand", und im Jahre 1830 die eines Mainzer Schneiders, der einen Anzug, aus einem einzigen Stück Stoff geschnitten, einführen wollte. Zehn Jahre später wollte auch der Dichter Heinrich Laube die „gleichmäßig eckige Charakterlosigkeit und Reizlosigkeit" der Männerkleider abschaffen. Aber seine Reformideen fanden ebenso geringen Beifall wie die im Jahre 1911 von der Gesellschaft für Reform der Männerkleidung in Berlin vorgeschlagenen, die für Kniehose und Wadenstrümpfe Propaganda machten.